

Englands indische Illusion

Elegisch, makaber, amüsant – Paul Scotts Roman „Nachspiel“

Es war ein Inder, der unlängst die Herrschaft der Engländer in seinem Lande mit vier Merkmalen zu kennzeichnen versucht hat. Da war, so sagt er, zunächst das römische Element von Gesetz, Ordnung und straffer Regierung; dazu kam der semitische Faktor rassischer Exklusivität und angeborenen Herrschaftssinns, der preußische Zug, von Unterdrückten Ergebenheit zu erwarten, und schließlich eine Tendenz, auf der Bestrafung Andersdenkender zu beharren.

Der Romancier Paul Scott (1920 bis 1978), dessen Tetralogie „Das Reich der Sahibs“, zusammen mit E. M. Forsters „Auf der Suche nach Indien“, die bedeutendste literarische Gestaltung der Konflikte zwischen Indern und Engländern ist, hätte dieser Erklärung vermutlich zugestimmt; der Roman „Nachspiel“, den er 1977 dem „Raj-Quartett“ als Epilog nachschickte und der jetzt in deutscher Übersetzung erschienen ist, liest sich wie ein auf Triviale reduzierter Abgesang auf Englands indische Illusion.

Oberst „Tusker“ Smalley lebt mit seiner Frau Lucy, lange nach dem Abzug der Briten, in dem kleinen indischen Bergkurort. Es ist alles nicht mehr so wie früher. Oberste Respektperson ist nun nicht der Vizekönig, sondern die fette Mrs. Bhoobhoy, die das Hotel gekauft hat, in dem die Smalleys wohnen. Die Dienstboten sind alles andere als unterwürfig: Ibrahim war schon in London, als illegaler Einwanderer, und hat dort im Fernsehen all jene Filme in voller Länge gesehen, deren Ende er meist verpaßte, als er noch im Offizierskasino die Sahibs bediente. Oberst Menektara, der noch immer ein militärisches Englisch pflegt, veranstaltet jetzt Partys zu hinduistischen Feiertagen.

Tusker ist alt, leberleidend, hinfällig und stirbt. Seine Frau, Tochter eines anglikanischen Geistlichen, macht sich Sorgen um ihre Zukunft: „Oh Tusker, Tusker, Tus-

ker, wie kannst du mich allein zurücklassen, während du selber heimkehrst?“ Das ist der letzte Satz eines Romans, der seinen Rang, so paradox es klingt, aus der Banalität des Stoffes bezieht. Die Monotonie des Alltags in einer indischen *hillstation*, das Leben im Klub, das immer gleiche Sonntagsmenü im Hotel – all das birgt nichts Tragisches, sondern nur die unendliche Traurigkeit zweier Nebenfiguren aus Paul Scotts ausuferndem und vielleicht überschätztem Romanzyklus. Ihre triviale Existenz im nachkolonialen Indien ist mit einem elegischen Humor dargestellt, den man bei Scott sonst dargegibt sucht. Der Diener Ibrahim zieht ein deftiges Resümee: „Mein Schwager ist ein verlogener Bastard – er behandelt seine Frau wie eine Sklavin. Aber die Engländer sind genauso schlimm. Muslims, Brahmanen, Pandschabis, Bengalen oder Rajdschput-Prinzen – alles Scheißkerle!“

Scott hat im „Nachspiel“ (das Buch erhielt 1977 den Booker-Preis und brachte dem Autor, kurz vor seinem Tod, die erhsehnte Popularität) beinahe eine neue Gattung geschaffen: den tragikomischen Indienroman. Er verzichtet auf alles Mystische und Phantastische und wendet



Paul Scott, 1920–1978 Foto Camera Press

sich, mit eher bescheidenen Ansprüchen, den amüsanten und makabren Folgen sozialer Umschichtungen im heutigen Indien zu. Zusammen mit Richard Hughes und V. S. Naipaul gehört er, soviel läßt sich schon jetzt sagen, zu jenen britischen Romanciers, die dem zeitgeschichtlichen Roman durch die Hinwendung zur Gesellschaftskomödie neue Möglichkeiten eröffnet haben.

HELMUT WINTER

Paul Scott: „Nachspiel“. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Hartmut Zahn. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1989. 326 S., geb., 36,- DM.

Hirsebrei, fremdländisch

Ein sizilianischer Beitrag zur gegenwärtigen Märchenmode

Märchen sind in Mode gekommen, ja man kann von einer Märchenschwemme reden. Ich fühle mich deshalb unwillkürlich an die Mühle auf dem Meeresgrund erinnert, die unablässig Salz und Salz und Salz vor sich hin mahlt. Desgleichen an den vermaledeiten Topf, der sich, einmal in Gang gebracht, um nichts auf der Welt davon abhalten läßt, fortwährend immer neue Unmengen von Hirsebrei hervorzubringen.

Dort wie hier, in den beiden Märchen wie angesichts der munter florierenden Produktion immer neuer Märchenbücher und -sammlungen, stellt sich allmählich die Frage, wer das alles in sich hineinschlingen soll. Mithin, so meine ich, hätte es dem Selbstbewußtsein, mit dem sich Hans Magnus Enzenbergers Bibliothek als „Die andere“ präsentiert, besser angestanden, sich dieser Mode zu enthalten.

Das Buch selbst ist so übel nicht. Bekannte Märchen und Märchenmotive, abgewandelt auf Sizilianisch, anno 1870 dem dortigen Volksmund abgelautsch. Hier

und da etwas Neues, uns zumindest im Märchenland Ungeläufiges: der Bösewicht in Gestalt eines Schulmeisters, der König mit dem Gehabe eines Padrone südländischen Zuschnitts. Aber doch eben, über weite Strecken hin, immer wieder die alten Geschichten: Hirsebrei, Hirsebrei, mit ein paar fremdländischen Namen, ein paar fremdländischen Redensarten nicht übermäßig schmackhaft gewürzt.

Vielleicht hat ich mir's selber zuzuschreiben, wenn ich mir von diesem fünfzigsten Band der Reihe „Die Andere Bibliothek“ zuviel versprochen habe. Ich gehöre nun mal zu jener unbequemen Gruppe von Lesern, die sich überall dort, wo ihnen viel versprochen wird, möglicherweise zuviel versprechen.

OTFRIED PREUSSLER

„Sizilianische Märchen“. Aus dem Volksmund gesammelt von Laura Gonzenbach. Mit 12 historischen Landschaftsfotografien. Verlag Franz Greno, Nördlingen 1989. 340 S., geb., 33,- DM.

Literatur:

Morgen in „Bilder und Zeiten“

Beate Pinkerneil: „Die Vögel kommen zurück“ – ein Roman des Portugiesen António Lobo Antunes

Manfred Fuhrmann: Uvo Hölschers Studie „Die Odyssee – Epos zwischen Märchen und Roman“

Werner Fuld: „Jedes Tier kann es“. Erzählungen von Ruth Berlau